

## Christina Meffert

★ 09.10.1975

### Der letzte Gruß

Als du gingst, winktest du nicht zum Abschied. Die trägen Augenlider hoben sich ein letztes Mal, wie zum Gruß im Stillen, um sich dann für immer vor mir zu verschließen. Du ließest die Tür leise ins Schloss fallen, wie die ganzen Jahre, wie um mich nicht zu wecken.

Jetzt sitze ich am Fenster, betrachte unseren Birnbaum unten im Garten, auf dem der Rabe sitzt und gegen den Sonnenaufgang kräht. Ein leichter Wind geht – drüben im Westen kündigt sich ein Schauer an, ein letzter Sommerschauer, bevor die ersten Blätter fallen. Sie werden den Boden bedecken, ihn nähren und wärmen. Vielleicht findet dann ein Igel unter ihnen Schutz. Schön, denke ich, lass ihn kommen, den Herbst mit seinen Stürmen, ungezügelt und rau. Lass ihn künden den Abschied in die Stille des Schnees, der Eiszapfen und dem Klirren der Tannen.

Wieviele Sommer, wieviele Winter haben wir verbracht, gemeinsam. Unser Leben lief mit den Jahreszeiten. Es gab gute Tage und furchtbare Nächte, ich erinnere mich an so viele. Aber wir wussten in den furchtbaren Nächten, dass der andere da ist, an den man sich halten kann. An den guten Tagen, dass auch andere kommen. Immer hatten wir uns.

Was wir hatten, war ein Leben. Nun bist du fort. Diese Tür, die zufiel, öffnet sich nicht mehr. Wir brauchten nicht fragen, warum. Du warst Antwort genug. Dein Verfall: untröstlich dein Geist über diesen Körper, der nicht mehr kann. Dann ein Aufbegehren: ohne Rat waren deine Ärzte, die den Verfall nicht aufhalten konnten. Noch hast du mich erkannt, morgens, wenn wir Kaffee tranken und

die Zeitung lasen, unten im Wintergarten oder bei Schönwetter auf der Terrasse, meinen Namen riefst du aber schon zögerlich, als seist du nicht mehr sicher, wenn Fremde klingelten. Fremde wie unser Nachbar, der Postbote, unser Kind. Doch dann war der Name weg, dann mein Gesicht. »Ich kann dich nicht fassen«, sagtest du, dein Gesicht weinend in meinem Schoß.

»Ich kenne dich, irgendwoher, mir fehlt aber etwas, ach, es ist – nichts«, und besorgt nahm ich deinen Kopf hoch, auch ich weinte: um die Zeit, die uns noch blieb, um die gesagten und nichtgesagten Dinge, um den Mann, der du mir warst und der mir unaufhaltsam genommen werden würde.

So saßen wir da eines Abends. Bis keine Träne mehr blieb, bis alles gespürt und verklungen war.

»Mama«, sagte vor ein paar Tagen unser Kind, »Mama, er ist fort. Er ist gegangen, um dir Platz zu schaffen. Es ist gut. Das ist sein letzter Liebesbeweis. Er ist gegangen, noch deinen Namen ahnend, und bald schon wird er nicht mehr sein. Er bleibt dir nun, fast, wie er war, und keiner kann dir das nehmen.« Ach, Kind, du weißt nicht um meinen Schmerz. In deinem Gesicht leuchten sein Schein, sein Geist und seine Bilder. Wenn ich dich laufen sehe, aus dem Haus oder zur Bushaltestelle, wie du gehst und atmest, wie du nichts tust oder rauchst – in dir lebt fort, was mir genommen wurde.

Du konntest nichts Besseres tun. Und so lebt hier dein Geist, in jedem Zimmer, bei Nacht in meinen Kissen, am Tage wenn ein Luftzug durch den Flur geht, im Krähen des Raben oben auf dem Baum.

Jetzt weiß ich nicht, ob du noch bist, ob du schon gegangen bist. Sie geleiten dich bis zum letzten Moment, deinem Wunsch, nicht mehr nach dir zu sehen, komme ich nach. Vielleicht geht dein letzter Atemzug in diesem Moment, in dem ich am Fenster sitze und schreibe. An dich, der du mein Leben warst.

»Du musst ihn gehen lassen, Mama. Nur so könnt ihr frei sein. Nur so kann ein jeder sein. Wo auch immer.«

Ja, mein Schatz, denke ich, du hast recht.

Ich gehe hinunter und lasse die Türe sperrangelweit offen stehen, öffne Fenster und Hintertüre. Im oberen Stockwerk klemmt eines der alten Fenster, die anderen öffne ich ebenfalls. Der Wind wird stärker, ein Sturm braut sich zusammen. Vielleicht wird zum Mittag ein Gewitter die Luft reinigen.

Als der Vorhang am Schlafzimmerfenster, an dem ich stehe, sich aufbauscht und nach draußen weht, weiß ich, es ist vollbracht. Du kannst gehen, sage ich, ohne Träne, ohne Schmerz. Ich wünsche dir Freiheit und Liebe, wo du auch bist. Geh, wohin du gehen musst. Ich bleibe hier.

Zeit, du quältest mich. Zeit, du nahmst mir mein Leben. Zeit, du hast mir gestohlen, was ich mein Leben nannte. Nun läufst du fort, hier auf der Wanduhr, unbeeindruckt streichst du davon. Machst dich aus dem Staub. Dort, auf der Küchenuhr, tickst im Schlafzimmer auf dem Wecker, kapitulierst du nicht eines Tages? Du gibst und nimmst. Unaufhörlich, ewig.

Heute weiß ich: du musst. Ich lasse dich. Und lächle, wenn ich hinaussehe, auf den Baum. Du bist ein Dieb, ein Gaukler. Du bist Shiva, Zerstörer und Schaffender.

Eines bitte ich dich: nimm mir den Namen. Nimm mir das Bild.

Nimm mir die Erinnerung.

Dieb meines Lebens: und dann geh fort, ohne einen Namen.

Ohne ein Bild.

Eine Erinnerung an dich soll es nicht geben.